

Vor ein paar Stunden, meine Damen und Herren, war sie noch nicht ganz sie selbst, vor ein paar Stunden war sie noch jemand anderes, Frau Brasch, Doreen Brasch. Ihr letzter Satz war „Sie sind verhaftet“, dann musste sie los, mitten aus den Dreharbeiten in Magdeburg, wo gerade die nächste Folge des „Polizeiruf“ entsteht – weshalb wir uns ja seit Wochen, ob das auch klappen wird zeitlich heute, und siehe da: Es hat! Meine Damen und Herren, bitte begrüßen Sie mit mir – Claudia Michelsen!

Es war natürlich ein weiter Weg, ein Weg, der Jahrzehnte gedauert hat, bis Ihnen, meine Damen und Herren, diese wunderbare Schauspielerin so vertraut ist wie Ihre nette Nachbarin – ich hoffe, Sie haben eine nette Nachbarin – vertraut, weil sie diese Doreen Brasch ist, im achten Jahr schon, die Kommissarin, die ganz offensichtlich zu viel Herz für die Menschen hat und überhaupt mit so viel Leidenschaft dabei ist, dass sie sich auch mühelos in eine Hypothese verrennt. Ich bin sicher, sie spielt das gerne. Zumal diese ganze Fernsehreihe ja eine schöne Entsprechung zu ihrem eigenen Leben hat.

Dieser „Polizeiruf 110“ kam 1971 zur Welt und er war das Gegenstück der DDR zum „Tatort“ des Westens – sozusagen das schwesterliche Pendant. Ich weiß nicht, wer es war, aber eine oder einer war so schlau, diesen Publikumsliebling der DDR nach der Wiedervereinigung nicht untergehen zu lassen, sondern ihn – wie eine wenigstens fernseh-kulturelle Wiedervereinigung auf Augenhöhe – ins neue deutsche Gesamtprogramm zu integrieren. Seit ein paar Jahren sogar im großen Stil und mit überaus namhaften Regisseuren. Unserer Preisträgerin ging es nicht anders in ihrem Leben, auch sie wurde im wahren Sinne des Wortes ins deutsche Gesamtprogramm integriert, wurde zu seiner der beliebtesten und zugleich besten Schauspielerinnen des Landes.

12 Jahre alt war sie, da habe sie, erzählt Michelsen, im Dresdner Theater herumgestanden, in der Kantine oder hinter der Bühne. So sei sie aufgewachsen. Kein Wunder, denn ihr Stiefvater ist der Dresdner Intendant und Komponist Udo Zimmermann, der später beim Bayrischen Rundfunk, an der Deutschen Oper, in Salzburg, München, Hamburg immer berühmter wird. Und ihre beste Freundin ist damals und ich glaube auch heute Christine Hoppe, heute ebenfalls Schauspielerin, damals aber noch hauptsächlich Tochter, nämlich des legendären Schauspielers Rolf Hoppe. Dieser Rolf Hoppe habe ihr, als sie dann anfing, Schauspielerin zu sein, einmal gesagt, erzählt Claudia Michelsen: „Du musst immer mutiger sein, als du glaubst, dass du es sein kannst, gehe immer weiter als du normalerweise oder vernünftigerweise gehen würdest.“ Dieser Satz würde ihr oft einfallen, wenn sie sich entscheiden muss, mit Mut voranzugehen. „Das kann natürlich auch schief gehen,“ erzählt sie, „aber ich habe Spaß daran. Ich langweile mich auch schnell mit mir selber, wenn ich das Gefühl habe, ich wiederhole mich“.

Es ist der 20. Jahrestag der DDR als Claudia Michelsen zur Welt kommt. In Dresden wird der Kulturpalast eröffnet und der Fernsehturm eingeweiht und die „Puhdys“ sind zum ersten Mal auf einer Bühne. In Frankreich tritt Charles de Gaulle zurück, Nixon wird Präsident der USA und John Lennon heiratet Yoko Ono. 12 Jahre später, als Claudia Michelsen ihre Abende als Jugendliche im Dresdner Theater verbringt oder montags immer die alten DEFA-Filme im Fernsehen anschaut, da wird der Semper-Oper die Richtkrone einer ersten Renovierung aufgesetzt, Lady Diana heiratet Prinz Charles und die Bundesrepublik läßt mehrere DDR-Spione nach drüben, um damit DDR-Häftlinge freizukaufen. Und noch einmal acht Jahre weiter, Claudia Michelsen ist 19, da treten Joe Cocker, Bruce Springsteen und Bob Dylan in der DDR auf und die Straßenbahnen in Dresden ersetzen ihre rote schon mal durch eine gelb-schwarze Lackierung. Denn ein Jahr später wird die DDR mit der Öffnung der Mauer bereits anfangen, zu verschwinden. Eine 20-jährige Schauspielerin erscheint da erstmals im deutschen Film, in einer deutsch-deutschen Koproduktion der

DEFA mit dem ZDF, Regie und Drehbuch Rainer Simon, Titel „Die Besteigung des Chimborazo“ und obwohl die Premiere zwei Monate vor dem Mauerfall ist, geht es um alles andere als das aktuelle Deutschland, sondern vielmehr um das abendteuerliche Leben von Alexander von Humboldt. Jan Josef Liefers spielt ihn und in der Nebenrolle der Henriette erscheint eine Schauspielschülerin namens Claudia Michelsen. Es ist ihr erster Auftritt in der Welt des Films. Aber offenbar galt schon damals das Wort von Rolf Hoppe, dass sie sich so viel wie möglich zutrauen solle – denn fast zeitgleich erscheint sie auch in ihrer ersten größeren Rolle, in einem Fernsehfilm der DDR über Thomas Müntzer, als die schöne Nonne Innocentia und dann gleich noch einmal, jetzt spielt sie ein Nachwuchslehrerin, in einem weiteren Fernsehfilm der DDR, „Pause für Wanzka“, neben Kurt Böwe. Sie ist erst 23 als im Jahr 1992 Egon Günther sie für seinen „Lenz“ engagiert und 24 als sie bald darauf in „Liebling Kreuzberg“ erscheint. Ich weiß nicht, ob sie so Recht wusste, was da geschah, als sie dazwischen, 1990/91 auch noch Lotte in Weimar wird, Goethes Geliebte, aber nicht wirklich, sondern als das historische Vorbild für Lotte, nämlich Charlotte Sophie Buff, in die der wirkliche Goethe sich verknallt hatte. Wir sind aber dabei gar nicht wirklich im Deutschland Goethes, sondern wir sind im damaligen Deutschland von 89/90, denn „Deutschland Neu(n) Null“ heißt der Film, in dem neben Claudia Michelsen Eddie Constantin und Hanns Zischler spielen, und das in einem Film, den damals kein Mensch verstanden hat - und das wäre heute auch nicht besser - der aber trotzdem mit Recht schon in die Filmgeschichte eingegangen ist, denn der Regisseur war Jean-Luc Godard, der sich hier essayistisch und spielerisch und wild assoziativ durch das Deutschland im Jahr der Wiedervereinigung arbeitet und den Agenten Lemmy Caution alias Eddie Constantin als depressiven DDR-Agenten durch die halbe deutsche Geschichten reisen lässt. Sie sollten sich das erst anschauen, wenn Sie alle Verwirrungen der Corona-Zeit wieder hinter sich haben...

1995 spielt Claudia Michelsen die Lisa im Kinofilm „Wilder Westerwald“ von Bernd Lühr und im gleichen Jahr – sie ist jetzt 26 - bekommt sie ihren ersten Schauspielpreis, den Max-Ophüls-Preis als Beste Nachwuchsdarstellerin in dem Fernsehfilm „Das schafft die nie“.

Wie man merkt, war das kein programmatischer Titel. Denn was ich aufgezählt habe, das war damals noch lange nicht alles. Claudia Michelsen ist damals nicht nur in ersten kleinen und ersten großen Filmrollen zu sehen, sie spielt auch am Theater, an der Volksbühne Berlin, mitten im Wendejahr, die Ophelia in Shakespeares „Hamlet“, und dann dort bei Ulrich Plenzdorf in „Zeit der Wölfe“. Sie spielt bei Heiner Müller am Deutschen Theater und bei Frank Castorf an der Volksbühne, in einem Stück von George Tabori ist sie Ulrike Meinhof, dann die Miranda in Shakespeares „Tempest“ oder Mrs Hopkins bei Luc Bondy.

1995 aber endet ihre Arbeit am Theater. 1995 beginnt überhaupt etwas Neues. Denn vor heute 26 Jahren verläßt die damals 26-jährige Deutschland in Richtung Los Angeles, der Liebe wegen, nämlich mit ihrem Ehemann, dem Filmregisseur und Autor Josef Rusnak, der dort arbeitet und wo dann drei Jahre später ihre gemeinsame Tochter Lina zur Welt kommt, heute die Schauspielerin Lina Rusnak.

Claudia Michelsen beginnt – parallel zu allem anderen – eine neue Rolle, eine, die wie die meisten von uns wissen, nie endet, nämlich die der Elternschaft. 2004 wird sie, dann mit dem Schauspieler Anatole Taubman, mit dem sie elf Jahre liiert ist, ihre zweite Tochter Tara auf die Welt bringen. Viel später, nämlich heute, wird sie dann für andere Eltern, die dazu nicht in der Lage sind, weiter für warmes Essen, Hausaufgabenbetreuung und Zuwendung sorgen, nämlich im Ehrenamt als Schirmherring der „Arche“ in Meißen.

Das wars aber schon, meine Damen und Herren, was ich Ihnen aus dem Privatleben von Claudia Michelsen berichten kann. Oder doch nicht? „So tickt die Schauspielerin privat“ finde ich eine Überschrift in einem Magazin, das allen Ernstes das „Liebeswert-Magazin.de“ heißt. Ok, denke ich, vielleicht finde ich ja hier doch noch etwas. Wie es um ihr Liebesleben bestellt sei, fragt das Magazin sie, nach was sonst, um dann tief enttäuscht festzustellen, dass das die Schauspielerin das total privat halten würde und nur so viel zu ihnen gesagt habe, Zitat: „Ich bin immer verliebt“.

Das hat mich überzeugt, meine Damen und Herren. Das reicht auf jeden Fall. Damit sind der Phantasie nicht die geringsten Grenzen gesetzt. Aber mal im Ernst: Warum zum Teufel ist das so wichtig mit dem Privatleben der Stars? Was ist daran so faszinierend? Eigentlich ist die Antwort einfach und sie umfasst dann auch dieselbe Neugier sagen wir wie im Falle einer Kanzlerin. Ein Mensch kommt uns in zahlreichen bewegten Bildern aus Reportagen oder – noch viel eindring-

licher – aus Spielfilmen voller Gefühlswelt so nahe, dass wir fast automatisch zum Du übergehen wie bei einer guten Bekannten. Ich erzähle an dieser Stelle gern von einer eigenen Zugreise nach Berlin, in der ich plötzlich neben mir in einem Abteil einsam die damalige Jungkanzlerin Angela Merkel erblicke und mich gerade noch rechtzeitig beherrschen kann, sie sozusagen tröstend anzusprechen wie eine Freundin. Ich habe also tiefes Verständnis sogar für das „Liebeswert-Magazin“. Trotzdem geht es so nicht. Wie aber dann?

Was soll man erzählen über eine Schauspielerin? Wie sie diese und jene Rolle gespielt hat oder, was sie sich heimlich dabei dachte? Wie sie es persönlich erlebt hat? Ist das wichtig? Gibt es eine Verbindung des Privaten mit dem Beruflichen? Ich habe den Verdacht, die gibt es immer, in fast jedem Beruf, ganz sicher aber, wenn es um die Kunst geht, hier die Kunst des Schauspielens. Denn unter allen Künsten ist sie die mit der geringsten Differenz zwischen Macher und Gemachtem, ist doch das Objekt der Kunst die Künstlerin selbst. Sie kann sich zwar an den Text halten und die Figur, die sie verkörpern soll, aber zuletzt wird sie es sein, die als Mörderin oder als Ermittlerin, als eine, die mit dem Leben hadert oder sich am Leben erfreut vor uns steht. Die Kunst des Schauspielens ist immer die Umkreisung des eigenen Ichs, immer auch das Spiel mit dem eigenen Charakter, die Tuchfühlung mit dem, was eigentlich kein Fremder wissen sollte. Ich spreche nicht von Eitelkeit. Wer gern im Mittelpunkt steht, wird keineswegs automatisch ein guter Schauspieler. Eher im Gegenteil. Die mit den Hemmungen, also die, die sich über einen Ratschlag freuen, wie den von Rolf Hoppe, die Hemmung zu überwinden, die sind die guten. Wenn es nur darum geht, im Mittelpunkt zu stehen, gibt es einfachere Berufe. Meinen zum Beispiel. Berufe mit mehr Schutz, man könnte auch sagen, mit mehr Persönlichkeitsrechten. Schauspieler und besonders Schauspielerinnen, so scheint es, werden gelegentlich behandelt, als wären sie eine Art Freiwild und jeder dürfte in ihre Seele schauen, um ganz genau zu erkennen, wo die Sehnsüchte und wo die Ängste sind und wogegen und wofür. Sie tun gut daran, sich zu verweigern. Es hält auch den Horizont frei, nämlich für uns. Wir dürfen endlos weiterrätseln.

Wie war es, Claudia Michelsen, als Sie es dann geschafft hatten? Als Sie mehrmals im Jahr zu Dreharbeiten führen, weil alle sie gewollt haben: im Jahr 2000 in der Kinokomödie „Drei Chinesen mit dem Kontrabass“ oder in „Falling Rocks“ von Peter Keglevic in der Hauptrolle der Jessica, 2001 in „Der Tunnel“ von Roland Suso Richter, im Tatort „Der lange Arm des Zufalls“, dann in den folgenden Jahren in „Die schöne Braut in Schwarz“ neben Iris Berben in der Hauptrolle oder neben Heino Ferch in „Hölle im Kopf“ als „Abteilungsleiterin Außenpolitik“ in der Serie „Kanzleramt“, bei Imboden in „Auf ewig und ein Tag“ oder in Keglevics „Blackout“, in der weiblichen Hauptrolle neben Götz George und Monika Bleibtreu in „Maria an Callas“ von Petra Wagner, in „Paulas Geheimnis“, in Sönke Wortmanns „Päpstin“, neben Heiner Lauterbach in „Die Entführung“ oder als Bettina, Hauptrolle in Conny Walthers „12 heißt ich liebe dich“, dann neben Tobias Moretti die Hauptrolle in „Der Kronzeuge“ oder neben Samuel Finzi in „Sieben Tage“, anschließend neben Stefan Kurt in „Mensch Kotschie“:

So geht das nicht weiter. Jetzt sind erst die Nullerjahre zu Ende. In den 10- und 20-er Jahren folgen schlappe 36 weitere Rollen – und ich nenne nur die allerwichtigsten:

der Zweiteiler von Peter Keglevic „Der Chinese“, die Hauptrolle in „Und dennoch lieben wir“, der Zweiteiler „Der Turm“ von Christian Schwochow, die Hauptrolle im Umwelt-Thriller „Stärke 6“ oder in der Komödie „Seitensprung“, ebenso in „In der Falle“ von Nina Grosse oder als Mutter und Pfarrerin in „Im Zweifel“, in „Ku´damm 56“ und „Ku´damm 59“ und „63“, schließlich in „Immer der Nase nach“, Regie Kerstin Polte, unserem Film heute Abend.

Was aber Claudia Michelsen trotz dieser nahezu endlos reichen Varianten von über 100 verschiedenen Rollen, die ihr trotzdem noch nicht genug sein werden, was sie so richtig tief im Bewusstsein der Zuschauer verankert hat, dass ist sie als Doreen Brasch im „Polizeiruf“. Erst, wenn eine Schauspielerin sozusagen gar nicht wegzudenken ist aus dem Wohnzimmer, ist sie für die große Mehrheit ein wichtiger Star. Ein Segen ist es deshalb, über Jahre in derselben Rolle auftreten zu dürfen – und ganz sicher ist es auch ein Fluch, nämlich der der dauernden Widerkehr desselben. Wir nähern uns der Gegenwart. Völlig vergessen habe ich eine Reihe von Hörspielen und Hörbüchern, aber nicht vergessen will ich den dezenten Hinweis darauf, dass wir hier heute Abend nicht die ersten sind, die auf den Gedanken kamen, dass diese Claudia Michelsen nicht nur den allerersten ihrer Preise wert ist, den von 2000 als Beste Nachwuchsschauspielerin, sondern dass

dieser Auszeichnung noch ein paar andere folgten, sodass wir hier hoffnungslos hinterherhinken: 2012 der „Hessische Fernsehpreis“ für ihre Rolle in „Der Turm“, 2013 die „Goldene Kamera“ und den „Grimme Preis“ für denselben Film „Der Turm“. 2014 bekommt sie wieder einen „Grimme-Preis“ und außerdem einen Stern auf dem „Boulevard der Stars“ in Berlin.

Im Film „Der Turm“ von Christian Schwochow nach dem Roman von Uwe Tellkamp, spielt Claudia Michelsen übrigens die Frau Hoffmann im Bildungsbürgertum der DDR der letzten Jahren vor der Wende, spielt, wie es ihrer Mutter ergangen sein könnte, die in dieser Zeit als Ärztin arbeitete und ihrem Stiefvater, dem Komponisten – und geht damit noch einmal zurückgeht in die Zeit, in der sie noch ein Teenager war und in der Kantine des Dresdner Theaters rumhing, und spielt das auch hier in ihrer so einzigartig intensiven und immer bis in die Details glaubwürdigen Art, die sie so beliebt und berühmt gemacht hat. Meine Damen und Herren, legen wir unseren Preis für Schauspielkunst noch dazu – und das von Herzen, den „Preis für Schauspielkunst 2021“ an Claudia Michelsen!